45 1901


Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Pflicht.

Novelle von E. Karl.

(Fortsetzung.)

Elsbeth Moser erwartete zum Weihnachtsfest ihren Verlobten, der als Forstassessor in einem fernen masurischen Forst angestellt war; sie hatten noch eine mehrjährige Wartezeit vor sich und konnten sich der weiten Entfernung wegen nur selten sehen, darum war die Glückseligkeit der jungen Braut doppelt groß. Sie zählte fast die Stunden bis zur Ankunft des Ersehnten, und Burghofs Herz zog sich beim Anblick ihres Glückes schmerzhaft zusammen.

So glückselig wie Elsbeths hatten auch die Augen seiner Erika geleuchtet und doch hatte sie ihn aufgegeben.

Er ging in sein einsames Arbeitszimmer und lehnte jede Einladung, den Weihnachtsabend oder wenigstens einige Abendstunden der Feiertage im Kreise der kleinen Familie zu verleben, entschieden ab. Was sollte er unter den Glücklichen?

Aber nach dem Fest gebot ihm die Schicklichkeit doch einen Besuch. Die liebenswürdigen Damen hatten ihm Weihnachtsnäschereien hinuntergesendet und Elsbeths Bräutigam ihm einen Besuch gemacht; er mußte ihn erwidern und den freundlichen Nachbarinnen danken. So stieg er denn eines Abends seufzend die Treppe hinan.

Aber als er das glückliche Brautpaar eng aneinander geschmiegt auf einem altmodischen kleinen Ecksofa neben dem grün umzogenen Mansardenfenster sitzen sah, wallte die Bitterkeit wieder in ihm auf und versetzte ihn fast außer Atem.

Frau Moser, die an dem großen Sofatisch in der Tiefe des Zimmers, mit einer Strickarbeit beschäftigt, gesessen hatte, stand bei seinem Eintritte auf und begrüßte ihn herzlich.

„Nun, das ist ja recht freundlich von Ihnen, Herr Stadtrat; wir fürchteten schon, Sie wollten gar nichts mehr von uns wissen."

„Im Gegenteil, ich befürchtete, Sie oder wenigstens das Brautpaar zu belästigen; Brautleute sind sich gewöhnlich selber genug und empfinden jeden Zuwachs zu ihrem tête-à-tête als eine Störung."

Elsbeth und Fritz Brunn waren an den Tisch getreten und boten ihm freundlich die Hände. „Wir sind nicht so egoistisch, Herr Stadtrat," meinte die erstere, „wir gehören einander, auch wenn wir uns nicht gegen unsere Mitmenschen abschließen."

„Eine liebenswürdige Auffassung," sprach der Angeredete, „nur darf man sie nicht auf zu harte Proben stellen. Ich bitte, sich gar nicht stören zu lassen; ich setze mich hier zu Ihrer Frau Mama und bin für Sie gar nicht vorhanden."

Das Brautpaar ließ sich leicht überreden, seinen alten Platz wieder einzunehmen, und Burghof setzte sich, ihnen den Rücken wendend, an den Sofatisch.

„Sie werden Ihr Fräulein Tochter recht sehr vermissen, wenn Sie über kurz oder lang dem Gatten folgt," äußerte der Stadtrat im Laufe des Gesprächs.

„Gewiß, und doch ist es mein höchster Wunsch, sie bald verheiratet zu sehen, was freilich von der festen Anstellung meines Schwiegersohnes abhängt. Ich bin nicht mehr kräftig und kränkle seit dem Tode meines Mannes viel — wie leicht kann mir etwas Menschliches zustoßen. Ich möchte mich aber noch so gern am Glück meiner Kinder erfreuen."

„Wenn Herr Brunn aber, wie Sie neulich erwähnten, voraussichtlich in einer andern Provinz angestellt wird, dürften Sie sich an dem fraglosen Glück Ihrer Kinder nur aus der Entfernung freuen können."

„O Gott bewahre, sobald mein Schwiegersohn fest angestellt ist, siedle ich nach irgend einer kleinen Stadt in der Nähe über, das bin ich nicht nur mir, sondern, wie die Verhältnisse liegen, meinen Kindern schuldig."

Burghof sah sie überrascht an.

„Ja, sehen Sie, meine Elsbeth und ich hängen aneinander wie zwei Kletten, das sehen Sie ja; ich würde fern von meinen Kin-



Kannst Du lesen? Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach. (Mit Text.)
Photographie und Verlag von Franz Hanfstängl, München.

dern gar nicht leben können. Aber wenn ich auch mit mir selbst fertig werden wollte, ich kann doch Elsbeth nicht zwischen mich und ihren Mann stellen."

„Ich verstehe Sie nicht," schaltete Burghof ein.

„Ja, sehen Sie, ich stehe ganz allein auf der Welt, habe nie-

mand, der mich pflegen könnte, wenn ich einmal, was schon öfter vorgekommen, schwer erkrankte. Ich könnte ja in ein Krankenhaus gehen, viele an meiner Stelle würden es thun, aber meine Tochter ließe es nicht zu, sie würde es als Pflichtvergessenheit auffassen, mich fremden Händen zu überlassen. Solche Dinge sind reine Gefühlssache; ich kenne meiner Tochter weiches Herz und werde sie nie in die Lage bringen, vielleicht für Monate ihr eigenes Heim verlassen zu müssen."

„Das würde sich Herr Brunn wohl kaum gefallen lassen," meinte Burghof.

„Was heißt „gefallen lassen", soll er ihre Angst und Sorge ansehen und sie gewaltsam festhalten? Das thut kein liebevoller Mann, oder soll sie freiwillig, — schwankend zwischen Gatten und Kindespflicht — mir fern bleiben und dann vielleicht, wenn ich einsam gestorben bin, sich ihr Lebenlang Vorwürfe machen?"

Aus des Mannes Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen, aber er schwieg.

„Glauben Sie mir," fuhr die Frau fort, „ich achte das Bibelwort: „Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen", sehr hoch, aber es giebt Fälle, in denen es sich doch nicht wörtlich durchführen läßt. Nichts aber ist furchtbarer für ein liebevolles, feinfühliges Menschenherz, als zwischen zwei Pflichten stehen müssen, die eine nur auf Kosten der andern erfüllen können.

„Ich spreche aus Erfahrung," setzte die Dame fort, als ihr Gast noch immer schwieg, „wenn das Gebiet der kollidierenden Pflichten bei mir auch ein anderes war. Das Gefühl bleibt immer dasselbe. Nie habe ich schwerere Seelenkämpfe durchlebt. Mein Kind will ich davor bewahren. Ich werde mich nie in Angelegenheiten ihrer Ehe mischen, das bin ich ihrem Gatten schuldig, aber ich werde auch nie völlig auf meine Mutterrechte verzichten. Sie zu achten und anzuerkennen ist meines Schwiegersohnes Pflicht, dem ich die Gattin erzogen und zu dem gemacht habe, was ihn beglückt. So will ich denn Sorge tragen, daß meine Tochter uns beiden ohne Herzenskonflikte genug thun kann."

„Das ist Ihre Ansicht, verehrte Frau," begann der Stadtrat mit bedeckter Stimme, „und daß Ihr Schwiegersohn für Sie eintreten, Sie achten und ehren muß, ganz selbstverständlich; aber das Recht auf die Person Ihrer Tochter verlieren Sie mit dem Augenblick, da sie den Namen ihres Mannes annimmt. Dann kommt es nur diesem zu, den Kreis ihrer Pflichten zu bestimmen. Es fällt somit auch für die Frau jede Verantwortung fort, wenn sie persönliche Wünsche ihrer Angehörigen nicht erfüllen kann."

Das Brautpaar hatte längst aufgehört zu flüstern und war der Unterhaltung schweigend gefolgt, jetzt sprang Brunn auf.

„Um Gottes willen, Herr Stadtrat, Sie stehen ja noch ganz auf dem Boden des preußischen Landrechts, dessen Bestimmungen über die Pflicht der Ehegatten, so viel ich weiß, aus dem Jahr 1794 datieren. Was wollen Sie damit in unserer Zeit, die auch in der Ehe nur einen freien Vertrag sehen will?"

„Das Landrecht hat mit meinen Anschauungen nichts zu thun, Herr Brunn, es vertritt nur die allgemein menschlichen Rechte, indem es in Uebereinstimmung mit dem ältesten Gesetzbuch, der Bibel, den Mann als Haupt der Familie hinstellt. Es ist damit gerade wie mit einem Staatswesen, ohne irgend ein Oberhaupt, mag es Kaiser, König, oder Präsident heißen, zerfällt es in Anarchie."

„Ganz richtig, Herr Stadtrat, Sie übersehen aber, daß das moderne Staatswesen nichts mehr vom Absolutismus wissen will; was Sie aber für die Ehe verlangen, ist Absolutismus des Mannes in krassester Form. Der Mann soll darüber bestimmen, was der Frau als Pflicht zu gelten hat. Ja, das ist doch aber Ansichtssache."

„Nun, ja eben, weil es Ansichtssache ist, muß in streitigen Fällen der bessern Einsicht des Mannes die Entscheidung zustehen und die Frau hat sich zu fügen."

Die Worte kamen schroff und hart von den Lippen Burghofs.

„Nein, Herr Stadtrat," rief Brunn lebhaft, indem er den Arm um seine Braut schlang, „das hat sie nicht, sobald es gegen ihre Ueberzeugung geht. Meine Elsbeth wird mir sicherlich zuliebe thun, was irgend in ihrer Macht steht, und daß ich als Hausherr ein gewisses Uebergewicht beanspruchen werde, ist selbstverständlich. Steht aber in wichtigen Dingen bei uns einmal Ueberzeugung gegen Ueberzeugung, so soll jeder bei der seinigen bleiben.

„Ich will eine Gefährtin neben mir haben, ein freies Weib, das mir Freud' und Leid tragen hilft und teil hat an meinem Geistesleben.

„Wie soll sie dazu aber geeignet werden, wenn ich ihr das Recht der eigenen Anschauung und das Recht der Selbstbestimmung raube, wenn ich sklavische Unterwerfung von ihr fordere.

„Es giebt ja noch viele Männer, die ihr Herrentum obenan stellen, die Frauen neben ihnen müssen aber nach und nach geistig verkrüppeln, und dazu wäre mir meine Elsbeth doch zu schade."

Der Stadtrat erhob sich.

„Es ist später geworden, als ich beabsichtigte; ich bitte, die lange Störung zu entschuldigen."

Er verbeugte sich höflich gegen die Anwesenden, ohne ihnen wie sonst die Hand zu bieten und schritt aus dem Zimmer.

Die Zurückbleibenden sahen ihm erstaunt über die Plötzlichkeit seines Aufbruchs nach.

„Was hat der Mann nur?" fragte Brunn, „er sah aus, als wäre er zu Stein geworden."

„Ich fürchte, er trägt an einem großen, vielleicht selbstverschuldeten Unglück," meinte Frau Moser, „der Mann sieht aus, als könnte er einem Prinzip sein Glück opfern. Uebrigens soll er nicht Witwer sein, sondern von seiner Frau getrennt leben; vielleicht hat unser Gespräch an eine Wunde gerührt."

„Ich mag ihn nicht sehr," erklärte Elsbeth entschieden, „er sieht so finster aus, ich könnte nie Vertrauen zu ihm fassen."

„O, nicht doch, mein Kind," wendete die sanfte Mutter ein, „ich halte ihn für einen vortrefflichen Menschen mit liebebedürftigem Herzen, nur sehr, sehr schroff. Ich wünsche ihm von Herzen ein besseres Schicksal, vielleicht klären sich die Verhältnisse wieder."

„Nun, uns soll er aber nicht die Laune verderben," entschied Elsbeth, und sie zog den Verlobten wieder auf das kleine Ecksofa, von dem sie das ernste Gespräch aufgescheucht hatte.

8.

„Es ist unverantwortlich von Ihnen, Burghof, sich so abzuschließen; selbst für Ihre alten Freunde sind Sie nicht mehr zu haben. Heute aber hilft es Ihnen nichts, Sie müssen mit. Das Wetter ist köstlich und die Eisbahn so schön wie noch nie."

Es war ein frischer, junger Mann, der so sprach, Assessor Wollenberg, der Sohn seines alten Gönners, und Burghof mochte nicht wieder „nein" sagen, nachdem er bereits zwei Einladungen zu geselligen Zusammenkünften abgelehnt hatte. So suchte er denn, innerlich seufzend, seine Schlittschuhe hervor, um den jüngeren Freund auf seiner Eisfahrt zu begleiten.

Sie schritten über den leise knirschenden Schnee dem Flusse zu. Man befand sich zu Ende des Januars.

Ein milder Winter hatte dem Strom bis vor kurzer Zeit gestattet, seine Wellen eisfrei zu erhalten, während sich das Gelände umher mit leichtem Schnee bedeckt. Dann aber war vor acht Tagen sehr scharfer Frost gekommen und hatte alles Wasser mit krystallheller Eisschicht belegt, die spiegelblank und glasartig durchscheinend dem Auge Zutritt in sonst unsichtbare Tiefen gewährte. Unter dem mehrere Zoll starken Eise sah man jede Luftblase, die sich daran wie an den Rand eines Glases festgesetzt, jedes Grashälmchen, das vom Grunde des feuchten Elements zu Licht und Luft gestrebt hatte, ohne sie doch zu erreichen. Weiter nach der Mitte des Flusses zu schien die gläserne Brücke über mächtigen Tiefen zu ruhen, in denen die Wassergötter ihren Winterschlaf schliefen.

Da ruhten sie wohl und harrten der wärmenden Sonne und ihrer Erweckung. Das wimmelnde Menschengeschlecht aber glitt auf glänzendem Stahlschuh über die blauschwarzen Abgründe und störte ihren Schlummer mit irdischem Getriebe.

Ab und zu fuhr ein glänzendes Fischlein unter der durchsichtigen Kruste dahin, vielleicht von einem frechen Räuber angstvoll aus seiner blauen Tiefe aufgeschreckt — dann wieder Ruhe — tiefe Ruhe im sonst so unruhigen Wasserreich.

Die Männer, beide geschickte Läufer, glitten stromauf immer weiter und weiter auf der unvergleichlichen Bahn. Die Stadt versank immer mehr in ihrem Rücken, und nur der tiefe Frieden winterlicher Natur umgab sie mit seinem Zauber.

Der scharfe Frost der letzten Tage war etwas milderem Wetter gewichen, die klare, sonnige Luft gestattete weiten Ausblick, und der leichte Reif an Baum und Strauch des Flußufers glitzerte im wärmelosen Sonnenstrahl.

Das Gespräch der beiden war verstummt, des Assessors Gedanken flogen voraus einer schönen Zukunft entgegen, die des nur wenige Jahre älteren Mannes hafteten an der Vergangenheit, als sei er ein Greis, und seine Stirn preßte sich in tiefe Falten.

Nun waren es fast sechzehn Monate, seitdem Erika von ihm getrennt lebte, „seit sie ihn verlassen hatte", wie er es nannte, und immer noch brannte die Wunde in alter Heftigkeit, die Zeit linderte nicht, nein, sie machte ihn nur noch bitterer. Die leisen Selbstvorwürfe hatten aufgehört, er hatte sich selbst die absolute Richtigkeit seiner Handlungsweise so lange vorphilosophiert, bis er fest davon überzeugt war.

Nun trug er sein Schicksal als unverschuldetes Unglück, mit Resignation, aber er trug es darum nicht leichter.

„Es wird doch wohl Zeit zur Heimkehr," redete endlich der Assessor den in Gedanken Versunkenen an, „wir sind so weit ins Land hineingekommen, daß wir wohl eine reichliche Stunde zur Stadt haben."

„Lassen Sie uns noch bis zu jener Ecke und dort auf Land laufen, mein linker Schlittschuh sitzt etwas locker, ich möchte ihn besser befestigen."

Der Fluß machte an dieser Stelle wieder eine Biegung. Er hatte sich schon seit geraumer Zeit zwischen Wiesen in sanften Krümmungen hingeschlängelt. Jetzt stieg der Boden zu rechter Hand zu mäßiger Höhe, auf der ein Gutshof lag, während links nach wie vor niederes Weidengebüsch die weite Wiesenfläche begrenzte. Die Spitze, der sie zuliefen, sprang daraus, neben dem Ausfluß eines Bächleins, hervor.

„Sehen Sie einmal, wie malerisch sich der Herrenhof mit den gotischen Türmchen gegen den blauen Winterhimmel abhebt, und wie reizend der weiß bereifte Park aussieht," sprach der Assessor, während sie dem jetzt dicht vor ihnen liegenden Weidengebüsch zustrebten. Beide Männer wendeten dem in der That anmutigen Anblick ihre Aufmerksamkeit zu und übersahen dabei, daß das Eis unter ihren Füßen eine vollständig andere Färbung hatte wie bisher. Es war grauweißlich und blasig, wie halb getauter und wieder festgefrorener Schnee. Der Bach, dessen Ausfluß sie eben kreuzten, führte schlechtes Brackwasser. Dann begann es plötzlich unter ihren Füßen zu knistern.

„Halt," schrie der Assessor, „zurück, das Eis ist brüchig," und mit energischer Wendung hatte er sich aus dem Bereich der Gefahr gebracht.

Der Stadtrat machte auf seinen Anruf ebenfalls eine Schwenkung nach der Mitte des Flusses zu, der lockere Schlittschuh indessen war nicht geneigt, dieselbe mitzumachen, er löste sich vollends, schlug um und sein Träger im selben Augenblick der Länge nach auf das unsichere Eis. Ein leises Krachen, Knirschen, Gurgeln, und das Wasser drang durch den Spalt, in den der Körper des Gestürzten langsam aber unaufhaltsam hinabglitt.

Der Assessor hatte sich auf den Schrei Burghofs umgewendet und näherte sich sofort der Unglücksstelle.

„Bleiben Sie zurück," schrie ihm der Verunglückte, dessen Kopf aus dem Wasser hervorragte, und dessen Hände die Eisfläche zu fassen strebte, zu: „Ich habe Grund und will versuchen, mich ans Land durchzuarbeiten; holen Sie Hilfe, sonst erstarre ich."

Wie ein Pfeil schoß der Angerufene, die Richtigkeit der Weisung erkennend, über das Eis dem jenseitigen Ufer zu. Dann wurden die Schlittschuhe abgeworfen und in rasendem Lauf der Weg nach dem Herrenhof angetreten, der immerhin noch eine reichliche Viertelstunde entfernt lag.

„Werde ich ihn retten können?" war der einzige Gedanke, der den eilenden Mann begleitete.

Aber es kam Hilfe, ehe er das Gut erreicht hatte. Auf der Landstraße, die mit dem Fluß parallel lief, tönten Schlittenglocken. Ein zweispänniges Gefährt, Herr und Kutscher, in dicke Pelze gehüllt, fuhr in scharfem Trabe daher. Mit lebhaftem Zuruf eilte ihm der Assessor entgegen, die Pferde standen auf einen Ruck, und in abgebrochenen Worten stattete der atemlose Mann Bericht von dem Unfall ab.

„Steigen Sie ein! — Friedrich! Ueber den Fluß zum Moorbach, so schnell die Pferde laufen können."

Das war die einzige Antwort, und über das verschneite Feld jagten, vereint in dem leidenschaftlichen Wunsch, helfen zu können, Menschen, die sich zuvor nie gesehen.

Der Schlitten fuhr über holperigen Acker, glitt in schwindelnder Schnelle über die spiegelblanke Eisfläche und hielt in der Nähe der Unglücksstätte am jenseitigen Ufer.

Eine ziemlich große Wasserblänke bezeichnete die Einbruchstelle, das mürbe Eis war unter den Händen des um sein Leben ringenden Mannes immer weiter abgebrochen. Die Wasserfläche reichte fast bis zum Ufer zwischen schilfartige Pflanzen hinein; aber wo war der Verunglückte?

Die Haare des Assessors sträubten sich fast — hatten ihn doch die Kräfte verlassen? War er unter das Eis geraten?

Nein, da lag er. Mit halbem Leibe im Wasser, das Haupt auf den vorgestreckten Arm gesenkt, zum Tode erschöpft und erstarrt. Hier war Gefahr im Verzuge.

Vorsichtig eine Kette bildend, näherten sich die Männer, aber es hatte keine Gefahr mehr, Wasser und Moor hatten sich bereits zu kompakter Masse zusammengefroren, das Eis brach nicht mehr, und nur die Erstarrung hatte den Eingebrochenen verhindert, sich selbst herauszuarbeiten.

Sie zogen ihn in die Höhe, sie riefen ihn an, aber nur schwer verständliche Worte kamen über seine steifen Lippen.

Man riß ihm so viel wie möglich von den wassergetränkten Kleidern, die bereits eine Eiskruste trugen, herunter, hüllte ihn in die durchwärmten Pelze, die die Helfer in der Not bereitwillig hergaben, und fort ging es in derselben Eile wie vorhin, aber mit wie viel froherem Herzen.

Eine Stunde später lag der Gerettete, bereits völlig durchwärmt, im Herrenhause des Gutes, dessen stattlicher Anblick ihn verleitet hatte, die Bahn, auf der er dahin glitt, außer acht zu lassen. Der liebenswürdige Besitzer selbst war der Retter gewesen.

Aber Burghof lehnte es ab, die Gastfreundschaft desselben länger, wie unumgänglich nötig, anzunehmen, und bat nur um trockene Kleider und Fuhrwerk zur Heimreise. Er meinte, eine Erkrankung sei nach dem kalten Bade nicht ausgeschlossen, und er wolle seinem liebenswürdigen Retter und dessen Familie in keinem Falle auch noch seine Pflege aufbürden.

So fuhren die beiden Herrn denn warm verpackt der Stadt zu, die sie einige Stunden vorher, so kühn auf sich selbst gestellt, verlassen hatten.

9.

Es kam, wie der Stadtrat gefürchtet hatte. Schon in der Nacht erweckte ihn ein Schüttelfrost aus unruhigem Schlummer. Nur mit Anstrengung und fiebernd versah er am nächsten Tage seine Amtsgeschäfte, aber schon mittags mußte er sich mit unerträglichen Gliederschmerzen zu Bett legen, und der herzugerufene Arzt konstatierte den Ausbruch eines rheumatischen Fiebers.

Frau Moser erbot sich in liebenswürdiger Weise zur Uebernahme der Pflege; mit Rücksicht darauf, daß sie aber im vorliegenden Falle eine sehr schwierige und langwierige zu werden verhieß, lehnte der Kranke ihr Anerbieten ab und verlangte ins Krankenhaus gebracht zu werden.

Es war zweifellos das beste, und auch der Arzt stimmte zu. Im Krankenkorbe ward der Transport bewerkstelligt, und schon die nächste Nacht fand ihn dort installiert.

Es war ein freundliches Zimmer, in welchem man den schwer leidenden Mann untergebracht hatte. Hohe Fenster, jetzt zwar leicht verhüllt, sorgten für Licht und Luft, das Bett sauber und breit, freilich nicht so weich, wie er es gewöhnt war, stand frei im Zimmer und gestattete dem Arzt und der Pflegerin Zutritt von beiden Seiten. Die übrige Ausstattung diente nur dem praktischen Gebrauch in einfachster Form, und die einfarbig getünchten Wände zeigten keinen Schmuck.

Was aber galt dem Manne die Umgebung, so lange das Fieber seine Stimme halb umnachtete und die furchtbarsten Schmerzen seinen Körper folterten. Tagelang schwebte er in Lebensgefahr — das Herz schien in Mitleidenschaft gezogen zu werden — dann besserte sich der Zustand und das Fieber ließ nach. Gleich in den ersten Tagen war es ihm, als sähe er das liebenswürdige Gesicht des Doktor Eckart sich über ihn beugen, oder war es nur ein Fiebertraum gewesen? Er konnte nicht dahinter kommen, die Wärterin wußte ihm keine Auskunft zu geben.

Nun war er bei klarem Bewußtsein und fast schmerzlos, aber — welche Qual — am ganzen Körper gelähmt. Der Arzt, den er angstvoll befragte, so oft er zu ihm kam, stellte Genesung in sichere Aussicht, ließ sich aber über den Termin in keiner Weise aus.

„Teplitz wird alles gut machen, Herr Stadtrat; wie weit wir vorher kommen, muß die Zeit lehren. Einstweilen wollen wir es mit Massage versuchen."

Und dann ging er wieder und ließ den Kranken allein.

Burghof starrte auf die Wand gegenüber. Die gleichmäßige Fläche bot dem Auge keinen Ruhepunkt. Hier und da war ein kleiner Fleck — vielleicht ursprünglich ein Bläschen in der Farbe — er verband die gefundenen Punkte in Gedanken durch Linien und bildete geometrische Figuren daraus, das war doch eine kleine Beschäftigung für die rastlos arbeitende Phantasie. Die Fenster lagen hinter dem Kopfende seines Bettes, er konnte sie nicht sehen, aber er hörte das Kratzen von Vogelkrallen auf dem blechbeschlagenen Fenstersims. Die Tierchen flatterten hin und her in goldener Freiheit. Nun waren sie fort — nun kamen sie wieder. Der einsame Mann lauschte und lauschte, als wären die lärmenden Spatzen Boten aus einer andern Welt, die sich ihm verschloß.

Jetzt zeigte sich auf der Wand ein Sonnenstreif — schien er nicht rötlich zu werden? Gewiß, die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Hatte man ihn denn ganz vergessen?

Um zehn Uhr war der Arzt dagewesen, seitdem lag er allein, und nun mußte es reichlich vier Uhr sein, sechs Stunden und nicht einmal das Mittagessen hatte man ihm gebracht, es wäre immerhin eine Unterbrechung des tödlichen Einerlei gewesen.

Da endlich ein Schritt auf dem Korridor, jetzt ein ziemlich hastiges Oeffnen der Thüre.

„Schwester Hulda, haben Sie mich denn ganz vergessen?" rief er der eintretenden Diakonissin entgegen.

„Wie sollte ich, Herr Stadtrat; das kommt hier gar nicht vor," lautete die gleichmütige Antwort.

Sie stellte ein Tablett auf den Tisch neben seinem Bett, zog einen Stuhl heran und beugte sich dann über ihn, um ihn aufzurichten, was ihm einen leisen Schmerzensschrei erpreßte.

„Findet sich der Appetit schon so kräftig, daß Sie das Mittagessen nicht erwarten konnten? Es ist ja eben erst zwölf Uhr, Sie können es an dem Sonnenstreifen sehen, er stellt sich in dieser Zimmerflucht um Mittag ein."

Erst zwölf Uhr, erst zwei Stunden seit dem Besuch des Arztes

vergangen, und er hatte in seiner Regungs- und Beschäftigungslosigkeit geglaubt, es seien sechs. Das war ja zum Wahnsinnigwerden, wenn er monatelang so liegen sollte, immer nur die graue Wand vor sich.

Die Diakonissin begann mit gleichgültigem Gesicht ihm die Suppe zu reichen, Löffel um Löffel, wie einem kleinen Kinde. Sie machte es sorgsam und geschickt; Burghof hatte durchaus keinen Grund, sich zu beklagen.

„Können Sie nicht hier bleiben und mir etwas vorlesen, ich halte es in dieser Unthätigkeit fast gar nicht aus.“

„Nein, das kann ich leider nicht, wir haben zu viel zu thun, aber gegen Abend will ich versuchen, mich ein Stündchen freizumachen.“

Damit ging sie, und der Kranke lag wieder unbeweglich auf dem Rücken und starrte die graue Wand an.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wiedersehen.

Novelette von Paul Bliß. (Nachdruck verb.)

Die Baroninwitwe saß in ihrem Boudoir und blickte traumverloren in die Glut des Kamins; ihr gegenüber saß der Kommerzienrat Weber, ihr Vater, und sprach ernst und eindringlich auf sie ein.

Ohne ihn zu unterbrechen, hörte sie ihn an, und erst als er geendet hatte, entgegnete sie ruhig in ihrer klaren Art: „Lieber Papa, ich kann Dir nur, wie schon so oft, wiederholen, daß alle Deine Bemühungen ganz vergeblich sind, — ich heirate den Grafen nie und nimmer, — das ist mein letztes Wort!“

Nun wurde der alte Herr erregter: „Dein Sträuben, liebe Hilde, ist mir ganz unfaßlich! Graf Brockhoff ist eine geradezu glänzende Partie! Er ist jung, elegant, reich, von altem Adel, und er ist wie toll in Dich verliebt.“

„Jedes Wort ist vergebens gesprochen, Papa, — ich heirate überhaupt nicht wieder.“

„Hilde,“ rief er jetzt ganz entrüstet, „nein, liebes Kind, das war ja nicht im Ernst gesprochen!“

Doch sehr ernst antwortete sie nun: „Und wenn ich doch je wieder heiraten sollte, so würde ich jetzt nur den Mann nehmen, den ich liebe.“ —

Fragend sah er sie an.

„Ja, Papa, einmal war ich blind genug, mich durch Rang und Namen blenden zu lassen, und glaub' es mir nur, wenn schon mein verstorbener Gatte alles gethan hat, mich glücklich zu machen, gelungen ist ihm das nie, denn innerlich war ich ihm entfremdet, und nicht nur ihm, nein, auch den ganzen Verhältnissen, in denen ich leben mußte, — man sah in mir immer den bürgerlichen Eindringling, der sich durch seine Millionen den Titel und Rang erheiratet hat, — das hab' ich immer herausgefühlt, trotz all der Höflichkeit, die man mir entgegenbrachte, — einmal bin ich so blind gewesen, zum zweitenmal geschieht mir das nicht wieder.“

So ging der Kommerzienrat unverrichteter Sache, denn nun sah er ein, daß jedes weitere Wort vergeblich sein würde.

Als die Baronin allein war, nahm sie eines der Journale, die eben neu gebracht waren, und blätterte darin. Und plötzlich wurde sie aufmerksam. Ein Reklamebild, das die ganze Größe einer Seite einnahm, erregte ihr lebhaftes Interesse. Es war die Arbeit eines hochtalentierten Künstlers, das erkannte ihr kunstgewöhntes Auge sofort, aber nicht nur das allein fesselte sie, — eine Linie in der Wiedergabe der Körperformen einer Idealfigur, die war es, die sie so aufmerksam gemacht hatte. Mit wenigen Strichen, mit unglaublich einfachen Mitteln war hier das denkbar Höchste erreicht worden. Und diese Art zu zeichnen interessierte sie. — Einmal nur im Leben hatte sie einen jungen Maler gekannt, der so den Stift führen konnte. Das aber war lange her, wohl zehn Jahre lagen dazwischen. . . .

Theodore Roosevelt,
Nachfolger Mac Kinleys. (Mit Text.)

Prüfend betrachtete sie das Blatt. Vergebens suchte sie nach dem Namen oder doch wenigstens den Initialen des Zeichners. Nichts war zu finden. Und immer mehr vertiefte sie sich in den Anblick des Bildes, — es war ihr, als hätte diese Linienführung, diese Eigenart, zu zeichnen, als hätte das alles ein Erlebnis von vor vielen Jahren wieder taghell vor ihre Seele gerückt; es war ihr, als hätte sie dieselbe Figur schon einmal mit so einfachen klaren Mitteln dargestellt gesehen. Und während sie noch immer das Bild anstarrte, gewahrte sie plötzlich, ganz versteckt in einer Arabeske, die Initialen des Verfassers: ein verschlungenes H. L.

Ein Zittern ergreift sie, ein freudiger Schreck. Wenn er es wirklich wäre, er, an den sie sofort gedacht hatte! Und plötzlich erklingt etwas in ihr, das sie mit einer heiligen Freude erfüllt, das ihr ganz märchenheimlich leise zuraunt: ja, ja, er ist es wirklich! Er, nach dem Du jahrelang in fiebernder Ungeduld umsonst gesucht hast, Heinz Lechner, der ehemals um Dich geworben hat, in heißer, wilder, wahnsinniger Liebe.

An den unvergeßlichen Maientag denkt sie wieder, damals, vor Jahren, als dieser wilde junge Künstler vor ihr auf den Knieen gelegen und sie zum Weibe begehrte. Als sie ihm damals offen heraus erklärt hatte, daß sie nie, niemals ihm angehören könne; nicht ein Wort hatte er ihr darauf erwidert, aber angeschaut hatte er sie, mit so weit offenen entsetzten Augen, daß sie erschreckt fortgelaufen war und ihn allein stehen ließ. Bald darauf hatte sie dann den Baron geheiratet, weil es ihr Vater so gewünscht hatte. Von dem jungen mittellosen Maler hatte sie nie wieder etwas gehört, soviel sie auch nach seinem Aufenthalt geforscht hatte.



Das Grabdenkmal für Heinrich Vogl in Tutzing. (Mit Text.)
Phot. G. Stuffler, k. b. Hofkunstanstalt, München.

Noch immer blickte sie wie träumend auf das Blatt, plötzlich aber durchzuckte sie ein schrecklicher Gedanke: wie kam er, der einst so geniale Künstler, dessen hohem Streben man die ruhmvollste Zukunft voraussagte, wie kam er dazu, sein Können in den Dienst solcher Handwerksarbeit zu stellen? — Nur eines gab es, was ihn dahin getrieben haben konnte: die Sorge, — die drückende Sorge um das tägliche Brot. Ein tiefes Weh ergriff sie und ließ sie erzittern. — Wenn er Not litte! — Wenn er nun wirklich darbte! — Sie preßte das Tuch an beide Augen, und ganz leise klang es wie eine Stimme des Gewissens in ihr empor, wie ein quälender Vorwurf, daß auch sie mitschuldig sein könnte an seinem Unglück.

Dann aber raffte sie sich auf. Das ertrug sie nicht. Klarheit mußte sie haben. Und sie notierte sich schnell die Firma, die das

Reklameblatt hatte herstellen lassen. Dort würde sie das Nähere wohl erfahren. — Zwei Stunden später ist sie in seinem Atelier, einem engen dumpfen Raum in der Vorstadtgasse.

Prüfend sieht sie sich um. Alles spricht dafür, daß die Bewohner in großer Dürftigkeit leben. Ein Schaudern durchfährt sie, fast ist sie dem Weinen nahe.

Eine peinliche Pause tritt ein. Dann beginnt er mit kalter Höflichkeit: „Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“

Bittend, hilflos sieht sie ihn an. Seine Worte treffen sie wie ein Stich, und zitternd sagt sie: „Weisen Sie mir nicht die Thür, Heinz, hören Sie mich erst an.“

Schweigend stellt er ihr einen Stuhl hin.



Elchwild. Gezeichnet von F. Specht. (Mit Text.)

Als er dann eintritt und sie erkennt, steht er wie gebannt und starrt sie an.

Da tritt sie ihm beinahe schüchtern entgegen und reicht ihm die Hand hin. „Guten Tag, Herr Lechner.“

Aber nur zögernd und undeutlich erwidert er ihren Gruß, und starrt sie noch immer an, mit demselben großen Blick, wie damals, als sie geschieden waren.

„Heinz, — ich komme, um abzubitten, was ich Ihnen dereinst gethan habe.“

Mit bitterem Lächeln fragt er: „Soll ich Ihnen vielleicht noch dafür danken, Frau Baronin, daß Sie sich in Ihrem Glück meiner erinnern?“

„O Heinz, ich bin nicht glücklich, bin es nie gewesen!“ — Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Sind Sie nur gekommen, um mir das zu sagen?"

„Ich bin gekommen, Heinz, um Ihnen zu helfen."

„Ich bedarf Ihrer Hilfe nicht, Frau Baronin."

„Sie dürfen mich nicht abweisen, Heinz! Wir alle sind ja nur Menschen. Und ich stehe als Bereuende vor Ihnen."

Mit einem langen, ernsten Blick sah er sie an. Dann begann er: „Sie bereuen? Was bereuen Sie denn? daß Sie mich damals zurückstießen? Das ist zu spät. — Hier, sehen Sie mich an, wie ich hier vor Ihnen stehe, sehen Sie sich, bitte, nur um hier drinnen, das alles haben Sie allein aus mir gemacht!"

„Heinz!" Es klang wie ein Schrei.

„Ja, Frau Baronin, Sie allein! Das bessere Selbst in mir, der Künstler, dem einst die Welt zu eng war, der ist tot, längst begraben, — der, den Sie hier sehen, ist nur noch der Handwerker, der für das elende tägliche Brot seine Karrenarbeit thut."

Stumm, mit thränenvollen Augen, sah sie ihn an.

„Damals, Frau Baronin, wären Sie damals mein geworden, ich hätte die Welt mir unterthan gemacht. Ich wollte ja nur Sie, Sie allein, nicht Ihre Millionen! — Sie aber hatten Ihre Blicke höher gerichtet. Rang und Titel galten Ihnen mehr, als die Liebe eines ehrlichen Menschen!"

„Nicht weiter, Heinz," flehte sie. „Sie thun mir unrecht!"

Er aber fuhr unerschüttert fort: „Nein, jetzt sollen Sie erst alles hören, was ich Ihnen verdanke, denn einmal muß ich Ihnen das alles sagen! — Damals, als ich von Ihnen rannte, da hielt es mich hier nicht länger — ich fuhr in die weite Welt hinein, nur fort, fort, nur alles vergessen; — ich wollte arbeiten, all meinen Schmerz in meine Kunst einsargen, — aber ich konnte nichts mehr, wie gelähmt war die Hand, umsonst war alles. — Da fing ich an zu „leben" — von Genuß zu Genuß, einen Taumel wilder Orgien — nur vergessen! — So wurde ich schlecht, ja, gemein wurde ich! — Alles das erkannte ich und doch hatte ich nicht den Mut, diesem Jammerleben ein Ende zu machen. Und da, eines Tages, fand ich ein armes müdes Weib, das gleich mir vom Leben betrogen war, und dies Weib lernte mich lieben und führte mich wieder zurück an die gute ehrliche Arbeit. Zum Dank dafür — habe ich sie geheiratet. Und nun, Frau Baronin, nun arbeite ich für das tägliche Brot, was man immer bei mir bestellt, Plakate und Schilder und Illustrationen, alles mache ich, um mein Weib und mein Kind zu ernähren."

Schweigend und mit gebeugtem Nacken hatte sie vor ihm gestanden. Jetzt sah sie zu ihm auf und sagte traurig: „Ach, Heinz, ich weiß nur zu wohl, daß ich schlecht an Ihnen gehandelt habe, aber dafür dürfen Sie mich allein nicht verdammen. Ich bin ja so erzogen worden, daß ich damals nicht anders denken und handeln konnte. — Was wußte ich von der Liebe und vom Leben! Ich, das einzige Kind eines steinreichen Mannes, dem man von frühester Jugend an eingeprägt hatte, daß für Gold alles zu haben sei, — konnte ich dafür, Heinz?"

„Ich glaube Ihnen, Frau Baronin", entgegnete er ernst, „ich will Ihnen auch keinen Vorwurf mehr machen."

„Und — Sie erlauben mir, Heinz —?"

„Nein, Frau Baronin", er schüttelte kurz den Kopf, „das ist vorbei. Unsere Wege dürfen sich nie mehr kreuzen. Darum bitte ich Sie dringend, Frau Baronin."

Schweigend, prüfend, sah sie in sein bleiches Gesicht.

„Leben Sie wohl," sagte er dann.

Und sie fragte: „Kein „auf Wiedersehen?"

„Nein, — es ist besser so."

Mit stummem Gruße schieden sie.

* * *

Zu Hause schrieb die Baronin sofort an den Grafen Brockhoff, daß sie seinen Antrag ablehnen müsse, da sie nicht gesonnen sei, in eine zweite Ehe zu treten.

Dann sank sie hin und barg schluchzend ihr Gesicht in den seidenen Kissen, denn nun fühlte sie, daß das Glück für immer an ihr vorübergegangen sei.

Für die Blumenwelt im Zimmer.

Von H. von Remagen. (Nachdruck verb.)

Es ist eine gute, alte Sitte, die wir fast bei allen Kulturvölkern wiederfinden, die Heimstätte mit Blumen zu schmücken. Wer in dem rauhen Kampfe des Lebens ein Herz für die Natur sich zu bewahren wußte, der umgiebt sich mit ihren Kindern, hegt und pflegt sie und ist erfreut, wenn sie gedeihen. Nun scheint es aber, als ob die Kinder der Natur nicht überall gedeihen wollen, trotz aller Mühe und Fürsorge, die man ihnen entgegenbringt, und oft hören wir bittere Klagen führen: Die Blumen kommen nicht recht fort. Fragt man dann einmal nach dem Grunde solcher Mißerfolge, so zuckt man die Achseln und versichert uns, am guten Willen habe man es sicherlich nicht fehlen lassen. Mit gutem Willen allein kann man indessen keine Blumen ziehen; hierzu gehört vor allen Dingen ein rechtes Verständnis für die Lebensbedingungen der Pflanzenwelt überhaupt.

Die Existenz — das heißt, eine gesunde Fortentwicklung der Pflanzenwelt — ist an bestimmte Bedingungen geknüpft, die überall da gegeben sein müssen, wo Pflanzen leben sollen. Man spricht daher von den Lebensbedingungen der Pflanzenwelt. Alles Leben ist das Resultat des Stoffwechsels im Organismus, bedingt durch die Wirkung der physikalischen und chemischen Kräfte der den Organismus zusammensetzenden Masse, der organischen Stoffe. So lange der Stoffwechsel im Organismus von statten geht, bezeichnen wir das Individuum als lebend; wird dieser aber gestört und gezwungen, sich in abnormer Weise zu vollziehen, nennen wir dasselbe krank, und hört der Stoffwechsel endlich ganz auf, sprechen wir es als tot an.

Der Pflanzenkörper baut sich auf aus Zellen; kleine — vielfach erst durch das Mikroskop wahrnehmbare — in sich selbst abgeschlossene, meist runde Bläschen, welche einen flüssigen oder gasförmigen Inhalt mit einem oder mehreren Kernen umschließen. Einige wenig entwickelte Pflanzen bestehen aus einer einzigen Zelle, andere aus der Anordnung einer größeren Anzahl derselben zum Zellengewebe, wie beispielsweise die Algen und Flechten. Diese werden Zellenpflanzen genannt. Das Zellengewebe ist von Kanälen und Zwischenräumen durchzogen, welche bei der Aufnahme und Verteilung des Nahrungssaftes zur Thätigkeit berufen sind. Gewisse Lagerungen von Zellen werden zu Gefäßen und durchziehen das Zellengewebe als Gefäßbündel, in der Form dicker Fasern. Dann spricht man von Gefäßpflanzen. Immer aber ist die Zelle die Werkstatt für den Stoffwechsel durch die Aufnahme und Verarbeitung der Nahrungsstoffe. Jede Zelle wirkt auf die nächstgelegene, indem ihre Flüssigkeit übertritt, und dadurch entsteht eine fortwährende Bewegung in dem ganzen Zellengewebe. Aber auch in der einzelnen Zelle steht der Inhalt nicht still, vielmehr sieht man denselben eine kreisende Bewegung vollziehen. Die Zelle — im gesunden Organismus — hat das Bestreben, in ihrem Innern neue Zellen zu bilden, und darauf basiert das Wachstum der Pflanzen.

Dem Wachsen voraus geht ein Keim. Wo immer pflanzliche Organismen ins Leben treten, da ist ein Keim als erstes Stadium der Entwicklung nachweisbar. Es hat eine Zeit gegeben, welche die Behauptung aufstellte, daß durch die Schöpfungskraft der Natur allein — ohne vorhandenen Keim — aus verwitternden Gesteinen und Pflanzenleichnamen neue Pflanzen sich bilden können. Nicht unwesentlich unterstützt wurde diese Theorie wohl dadurch, daß man Pflanzen plötzlich da hervorsprießen sah, wo vorher niemals eine Vegetation bemerkbar war. Seitdem die Bedeutung, welche Tiere, Luftströmungen, ja selbst Bäche und Flüsse für die Verbreitung des Keimes haben können, erkannt worden ist, darf eine solche Erscheinung nicht mehr als Beweismittel für die obenerwähnte Theorie herangezogen werden.

Der Keim ist ein Produkt der Pflanzenwelt selbst. Nur aus und durch sich allein entwickelt sich diese fort und sichert damit ihren ewigen Bestand, sofern alle weiteren Bedingungen für die Erweckung des Lebens im Keime und die Erhaltung desselben in dem heranwachsenden Sprößling vorhanden sind. Ein großer Teil der Pflanzenwelt bildet den Keim im Samen. Dieser selbst besteht aus der Samenhülle und dem Samenkern; letzterer umschließt den Keim, an dem sich das Würzelchen, die Samenlappen und das Keimknöspchen unterscheiden lassen. In vielen Fällen ist dem Keime noch eine dichte Masse, das Eiweiß beigegeben. Der Samenkern gelangt in das Erdreich, und das Wachstum beginnt. Zur Erweckung des Lebens müssen drei Faktoren zusammenwirken: Wärme, Feuchtigkeit und Luft. Im genügend warmen Erdreich sprengt die Feuchtigkeit die Samenhülle. Der Sauerstoff der Luft verbindet sich mit dem Kohlenstoffe der in den Zellen des Keimes abgelagerten Nahrungsstoffe, die im Wasser unlöslich sind, zu Kohlensäure, welche entweicht. Diese Stoffe selbst werden löslich und geben die erste Nahrung ab für den Keim. Daraus geht hervor, daß bei Samen, der zu tief in das Erdreich gebracht wird, als daß die atmosphärische Luft noch ihre Entwicklung ausüben kann, ein Erwachen der Lebensthätigkeit nicht von statten geht.

In der Gärtnerei und Landwirtschaft giebt es mancherlei Mittel und Wege, die Keimkraft zu stärken und das Keimen zu beschleunigen. Dahin gehört das Einweichen der Samen in Mistjauche, sowie das Uebergießen derselben mit heißem Wasser, worauf man sie vierundzwanzig Stunden stehen läßt. Auch pflegt man Samen mit harter Hülle an der Keimstelle etwas anzufeilen und bringt sie dadurch zum früheren Aufgehen. — Bei der Keimung beginnt zunächst das Würzelchen sich zu strecken und wächst der Tiefe zu. Oft kann man beobachten, wie dasselbe — bei Störung dieser Richtung — immer wieder bemüht ist, dieselbe einzuhalten, und der Schwierigkeiten viele überwindet. Die Samenlappen treten mit dem Knöspchen über den Erdboden hervor, erstere sterben ab, und die sich bildenden Blätter streben dem Lichte zu.

Ist der Keimungs-Vorgang, wie wir gesehen, wesentlich ein Oxydationsprozeß, indem Sauerstoff aufgenommen wird, um Kohlensäure fortzugeben, so ändert sich die Sache, sobald die im Samen aufgespeicherten Nahrungsstoffe aufgebraucht sind, und die junge Pflanze nun daran denken muß, selbst Nahrung sich zu schaffen. Diese findet sie in dem Erdreiche und in der atmosphärischen Luft. Vermöge der Wurzel, deren Ausläufer mit unendlich feinen Saugschwämmchen versehen sind, gelangen die Nahrungsstoffe des Bodens in Form der wässerigen Lösung in die Zellen der Pflanzen. Die dabei thätige Kraft wird als „Endosmose" bezeichnet.

Von den im Erdreiche sich vorfindenden Stoffen sind es besonders: Eisen, Kali, Kalk, Kieselsäure, Natron, Phosphorsäure und Schwefel, welche zur Ernährung der Pflanzenwelt von Wichtigkeit sind. Da alle diese Stoffe aber nur im aufgelösten Zustande für die Pflanze nutzbar werden können, so erhellt daraus, welche Bedeutung die notwendige Feuchtigkeit des Erdreiches für das Gedeihen der Vegetation hat. Anderseits wirkt ein Uebermaß derselben nur schädlich. Wird dem Boden mehr Wasser zugeführt, als zur Lösung notwendig ist, und die Wurzel verbrauchen kann, so fängt diese an zu faulen; der Organismus erkrankt, um schließlich abzusterben. Der Wasserverbrauch ist ferner nicht zu allen Zeiten ein gleicher. Abhängig einmal von der Witterung, das andere Mal von dem Stadium der Entwicklung der Pflanze, muß eine verständige Zuführung der Feuchtigkeit beides berücksichtigen. Ist eine Pflanze in voller Bildung neuer Organe begriffen, so beansprucht sie mehr, desgleichen bei trockener Witterung; blüht sie oder ruht das Wachstum, oder aber ist das Wetter feuchter, so will sie weniger Wasser. — Vorteilhaft zum Begießen

bleibt Fluß- und Regenwasser, möglichst von gleicher Temperatur wie die Umgebung, besonders im Winter um einige Grade erwärmt. Brunnenwasser wolle man seines Kalkgehaltes wegen besser vermeiden; ist man dennoch gezwungen, sich desselben zu bedienen, so lasse man es vor dem Gebrauche einige Stunden abstehen.

Auch die Wärme, die Temperatur des Bodens spricht mit, denn die chemische Veränderung der organischen Stoffe ist abhängig von dem Wärmegrade. Im warmen Erdreiche gehen dieselben eher in Fäulnis über und werden zu Nahrungsstoffen für die Pflanzenwelt. Das Mittel zur Erwärmung bieten die Sonnenstrahlen. Schwarzer Boden wird besser erwärmt, als ein solcher von heller Farbe. Ferner wird im harten und starren Erdreiche die Wurzel sich schwerer ausbreiten und infolgedessen lange nicht allen vorhandenen Nahrungsstoff ausbeuten können, die Ernährung selbst mithin nur eine kümmerliche bleiben, wenn man der Natur nicht durch Lockerhaltung des Bodens zu Hilfe kommt. Die Gefäße, die bei unseren Zimmerkulturen Anwendung finden, enthalten nur ein gewisses Maximum an Nahrungsstoffen in der von ihnen eingeschlossenen Erde. Es wird und muß schließlich einmal der Zeitpunkt eintreten, wo alle diese Stoffe vollständig verbraucht sind, und daher sollte man durch mechanische Zuführung, und zwar in Form der periodischen Düngung, dafür sorgen, daß für die verbrauchten Nahrungsstoffe neue geschaffen werden. Hierfür hat man verschiedene Mittel und Wege, so z. B.: Aufguß einer Abkochung von Malzkeimen, ferner Taubenmist, Hornspäne und anderes mehr, auch verschiedene „künstliche Dünger," die jedoch mit Vorsicht zu verwenden sind. Von Zelle zu Zelle steigt der gelöste Nahrungsstoff auf, um in den Zellen der grünen Blätter zersetzt, das Brauchbare von dem Unbrauchbaren gesondert und das erstere zum Aufbau des Pflanzenkörpers verbraucht, das letztere aber wieder ausgeschieden zu werden. Hand in Hand mit der Ernährung durch das Erdreich geht die Aufnahme der Nahrung aus der Atmosphäre, und zwar durch die Blätter. Die Oberhaut derselben, besonders auf der dem Lichte entgegengesetzten Fläche, ist mit Poren, sog. Spaltöffnungen ausgestattet, die durch zwei halbmondförmige Zellen gebildet werden.

Vermittelst dieser Oeffnungen, welche sich auf Stengeln und Blattstielen, sowie auf den nicht grün gefärbten Teilen der Blütenblätter weniger häufig finden, steht die Pflanze mit der atmosphärischen Luft in Beziehung, atmet Kohlensäure ein und Sauerstoff aus. Wir haben hier also einen Reduktionsprozeß. Bei diesem Vorgange ist die Einwirkung des Sonnenlichtes eine Grundbedingung; am lebhaftesten ist der Prozeß bei lichtem Sonnenschein, weniger bei trübem und bedecktem Himmel, in den Nachtstunden dagegen hauchen die Pflanzen Sauerstoff ein und Kohlensäure aus. Man hat deshalb mehrfach angeregt, die Pflanzen aus den Schlafzimmern während der Nacht zu verbannen, indem die Befürchtung laut wurde, die Zimmerluft möchte dadurch für den Menschen, der ja auch Sauerstoff einatmet, um Kohlensäure fortzugeben, verschlechtert werden. Zur Beruhigung diene jedoch, daß die Pflanze im Sonnenlicht ziemlich die gleiche Menge Sauerstoff ausscheidet, wie sie in der Nacht verbraucht, nachteilige Resultate für den Menschen also nicht zu befürchten sind. Dagegen ist es zu empfehlen, Gewächse mit scharfem, narkotischen Geruch in den Schlafzimmern zu vermeiden.

Die Luft unserer Wohnzimmer wird durch mannigfache Umstände verschlechtert und daher für die Blumenwelt nicht mehr zuträglich; aus diesem Grunde muß man für öfteren und reichlichen Ersatz durch frische Luft sorgen, sowohl in den Sommer-, wie auch in den Wintermonaten, wobei indessen manche Rücksichten, wie die Vermeidung von Zugluft und des Einströmens kalter Luft auf die Organe der Pflanze — vorzüglich im Winter — zu beachten sind. In der atmosphärischen Luft ist es aber nicht nur der Sauerstoff und die Kohlensäure, welche für die Pflanzenwelt von Bedeutung sind, auch der Wassergehalt derselben ist ein wesentlicher Faktor jeder Vegetation. Und dies um so mehr, als derselbe in der Natur wohl niemals chemisch rein sich vorfindet, sondern mancherlei organische Stoffe aufgelöst mit sich führt, die der Pflanzenwelt zur Bereitung des Nahrungssaftes dienen, abgesehen davon, daß derselbe die Veranlassung einer gewissen Feuchtigkeit der Luft bildet, die für manche Gewächse eine Lebensbedingung ist und in Treibhäusern und Zimmerkulturen erst künstlich geschaffen werden muß. In den Sommermonaten füllt man zu diesem Zwecke die Untersätze der Töpfe mit Wasser, legt einige Holzstäbe über den Rand und stellt die Gefäße darauf. Das verdampfende Wasser sorgt dann für die genügende Feuchtigkeit der Luft. Im Winter bringe man einfach ein breiteres Gefäß mit Wasser auf den Ofen.

Ein Haupterfordernis für eine gedeihliche Entwicklung unserer Zimmerkulturen ist ferner die peinlichste Sauberhaltung sowohl der Gefäße, wie der Pflanzen selbst. Die Gefäße müssen stets rein und dürfen niemals mit Algen und Pilzen bedeckt sein, sonst wird der atmosphärischen Luft der Zutritt zu dem Erdreiche erschwert, wenn nicht zur Unmöglichkeit gemacht. Die Pflanzen sollen möglichst oft in Bezug auf Ungeziefer nachgesehen, alle absterbenden Teile dagegen stets sofort entfernt werden.

Schließlich benutzen wir die Gelegenheit und ersuchen unsere Leser, ihre Sommergewächse, z. B. die Pelargonien, Fuchsien u. s. w. für den Winter in einem hellen, aber frostfreien Keller unterzubringen, wo sie, auf dem Boden aufgestellt, jedoch nicht begossen werden. Beim Eintreten von Tauwetter lüfte man recht vorsichtig, um jeder Fäulnis aus dem Wege zu gehen.

Im Pflanzenleben lassen sich zwei Abschnitte unterscheiden: eine Periode, wo das Wachstum in voller Kraft begriffen, neue Organe sich bilden, die sog. Wachstumsperiode, und eine zweite, in welcher das Wachstum mehr zu ruhen scheint, die Ruheperiode. Oftmals fällt die erstere in den Sommer, während der Winter als eine große Ruhezeit durchlebt wird, um im Frühjahr die Vegetation von neuem zu beginnen. Bei anderen, die uns auch im Winter durch die Pracht ihrer Blätter, vielleicht auch Blüten erfreuen, läßt sich eine solche Ruhezeit nach beendeter Blüte, oder wenn sie in unserem Klima zur Blüte nicht gelangen, durch das scheinbare Stillstehen der Entwicklung wahrnehmen.

Wer sich mit Gewächsen umgiebt, nicht bloß, „um die Mode mitzumachen," sondern Herz und Auge daran zu erfreuen, und ihnen dementsprechend ein offenes Verständnis für ihre Lebensbedürfnisse entgegenbringt, der wird diese beiden Perioden im Pflanzenleben zu würdigen wissen und darnach streben, beide Abschnitte zu unterstützen durch eine sachgemäße Behandlung. Und wenn diese Zeilen ein wenig dazu mitwirken, solches Verständnis für die Lebensweise der Kinder der Natur in weitere Kreise hineinzutragen, dann ist die Absicht des Verfassers erreicht.

Herbstregen.

Ich sehe fort und fort
Versenkt in düst'res Sinnen,
Wie auf den welken Baum
Des Herbstes Thränen rinnen.

Ich höre Blatt auf Blatt
Mit ihnen niederrauschen,
Und muß wie festgebannt
Dem Fall der Tropfen lauschen.

Auch du, o Menschenherz,
Wie feurig gleich dein Klopfen!
Auch du hast deinen Herbst
Und kennst das bange Tropfen;

Und kennst die Thränen, die
Wie Herbstes Regen kühlen,
Und von der Hoffnung Baum
Die letzten Blätter spülen.

Ernst Scherenberg.



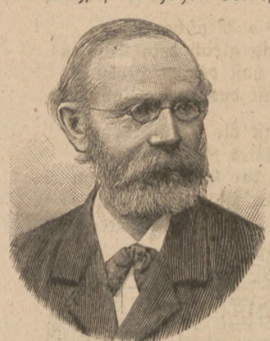
„Kannst du lesen?" Rudi stellt an seinen Spielgenossen in der That große Ansprüche. Er soll nicht nur Aufwarten und durch den Reifen springen, sondern sogar noch lesen lernen. Er will aus ihm durchaus einen Gelehrten machen. Doch der Spielkamerad will nicht. Er hört zwar geduldig zu, wackelt aber dabei ganz verständnislos mit den Ohren. Wer wohl daran schuld sein mag? Der Schüler oder der Lehrer. Rudis Vater meint, man müsse selbst etwas gelernt haben, um andere zu lehren. Er dürfte wohl recht haben. St.

Theodore Roosevelt, der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. William Mac Kinley ist wie bekannt am 14. September nach qualvollen Schmerzen den schweren Verletzungen erlegen, die ihm das Geschoß des Mörders am 6. Sept. beigebracht hatte. Nach der Bestimmung der Verfassung ist der bisherige Vicepräsident Theodore Roosevelt ohne weiteres nach Ablegung des Amtseides dem so jäh aus dem Leben geschiedenen Staatschef der Union in dessen Würde gefolgt. Theodore Roosevelt, am 27. Oktober 1858 zu Newyork geboren, ist einer jener niederländischen Familien enssprossen, die vor acht Menschenaltern auf dem Manhattan-Eiland den Grundstein zur Kolonie Neu-Amsterdam legten, aus der später die Millionenstadt Newyork erwachsen sollte. Der jetzige Präsident ist der Sohn eines philanthropisch vielfach werkthätig gewordenen Großindustriellen. Auf der berühmten Harvard-Universität erwarb er sich tüchtige Kenntnisse in der Geschichte, in den Rechts- und Staatswissenschaften und hatte keinen anderen Ehrgeiz, als sich mit allen Kräften den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Schon 1882 wurde er in die Legislative seines Heimatstaates Newyork gewählt. Während der Jahre 1895 bis 1897 war Roosevelt Polizeipräsident der Stadt Newyork. In dieser Stellung trug er geringes Bedenken, dem Kneipenunwesen den Krieg zu erklären und, wenig besorgt um seine aufkeimende Volksbeliebtheit, seit alters eingenisteten Mißbräuchen zu Leibe zu gehen. In der republikanischen Partei genoß er bereits ein bedeutendes Ansehen, als ihn Mac Kinley zu Beginn seiner ersten Präsidentschaft 1897 zum Assistent Secretary der Marine ernannte. Im November des Kriegsjahres 1898 wurde Roosevelt Gouverneur des Staates Newyork. Der Nachfolger Mac Kinleys hat sich bereits zweimal als Historiker versucht; so veröffentlichte er 1882 eine Geschichte des Seekrieges zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritannien im Jahre 1812, und 1899 eine Darstellung seiner Kriegserlebnisse auf Kuba.

Das Grabdenkmal für Heinrich Vogl in Tutzing. Der Friedhof zu Tutzing am Starnberger See hat eine vornehme Zierde durch ein Grabdenkmal für Heinrich Vogl, den berühmten Sänger, erhalten. Es ist ein großer Marmorblock, der, in seiner Bearbeitung an die Formen der Empirezeit sich anlehnend, dreiteilig gehalten ist. Auf dem erhöhten Mittelstück erhebt sich ein von einem Strahlenkranz umwobenes Kreuz, an dessen Sockel der Gralsbrecher steht, über den eine schwebende Taube ihre Flügel breitet. Auf den niedrigeren Seitenstücken zur Linken und Rechten sind antike Dreifüße mit Feuerpfannen aufgestellt. Der Stein selbst zeigt im Mittelfeld einen jungen Eichbaum, an dessen Zweig eine Lyra mit zersprungenen Saiten hängt. Neben dem Eichbaum decken Lorbeerbäumchen die beiden Seitenteile des Denkmals. Das Laub der drei Bäume verdichtet sich an den abschließenden Gesimsen zu reichem, stilisiertem Rankenwerk. Auf den Lorbeerbäumen sind Medaillons angebracht, von denen das linke Vogls Reliefbild trägt, während das rechte seiner treuen Lebensgefährtin, die dem Gatten und Künstler dieses Denkmal weihte, vorbehalten bleibt. Neben dem Voglschen Medaillonbildnis steht die kurze Inschrift: „Heinrich Vogl, k. b. Kammersänger, geboren am 15. Januar 1845, gestorben am 21. April 1900." Das Denkmal ist von Maler Hermann Buschbeck entworfen und von den Marmorwerken Kiefersfelden ausgeführt.

Elchwild. Der Elch, die stärkste lebende Hirschart, war noch in historischer Zeit über einen großen Teil von Deutschland verbreitet. Das mächtige, an Größe dem Pferde gleichkommende, durch sein schaukelförmiges, auf wagrecht nach außen stehenden Rosenstöcken angebrachtes Geweih ausgezeichnete Tier wurde an Größe nur von dem zur Diluvialzeit in Europa lebenden Riesenhirsch übertroffen, der wahrscheinlich mit dem im Nibelungenliede neben dem Elch erwähnten „grimmen Schelch" identisch ist. Heutzutage findet sich das Elchwild frei nur noch in menschenleeren Wald- und Sumpfwildnissen, am zahlreichsten in ganz Sibirien, soweit der Waldwuchs reicht, weniger zahlreich in Nordrußland und den Ostseeprovinzen und in den ungeheuren Waldungen, welche das Kjölengebirge auf der skandinavischen Halbinsel bedecken, in letzteren aber schon mehr unter dem besonderen Schutz der Regierung. Endlich auf deutschem Boden ißt das Elchwild nur Gnadenbrot, indem das preußische Herrscherhaus ihm den Ibenhorster Forst und einige andere Forstreviere im Regierungsbezirk Königsberg als Freistätte angewiesen hat. Welche Sorte von Wildnis des Elchwildes Liebhaberei ist, geht am besten aus der Beschreibung

des Ibenhorster Forstes hervor. Derselbe besteht aus zweitausend Morgen höher gelegenen, mit Kiefern, Fichten und Birken bestandenen Landes, sechstausend Morgen Torfmooren und etwa vierzigtausend Morgen Erlenbruch mit eingesprengten Birken und Eschen, ist also eine Wald- und Sumpfwildnis schönster Art und der schnurgerade Gegensatz zum Kulturland. Die besondere Gestalt des Elch, seine hohen Beine, der kurze Hals und die fast rüsselartig verlängerte Oberlippe erklärt sich aus seiner eigentümlichen Ernährungsweise, denn er sucht sein Futter in der Höhe, nicht wie andere Hirsche am Boden. Das Elchwild äst sich nämlich fast blos von Bäumen und Sträuchern. Letztere weidet es einfach ab samt Blättern und Zweigen und an ersteren frißt es auch noch die Rinde. Es frißt alles, was Baum und Strauch heißt, Kiefer, Fichte, Eiche, Linde, Birke, Esche, Ahorn, Eberesche, Erle, Pappel, Hasel, Faulbaum u. s. w., ganz besonders gern aber die Weiden. Von niederem Gewächs werden Haidekraut, Heidelbeeren, Sumpfporste, Schachtelhalme, junges Röhricht gefressen, und gewisse Wasserpflanzen, nach denen es sogar untertaucht. Das Geweih des Elch ist zum großen Teil Schutzwaffe: Die Schaufeln sind zwei Schilden zu vergleichen, mit denen das Tier seine Flanken deckt, die er allerdings auch als Trutzwaffe gebrauchen kann, weil ihr Rand mit Zacken besetzt ist. Der eigentliche aggressive Teil des Geweihes sind jedoch die der Basis zunächst stehenden, nach vorn gerichteten Haken, die also den Augensprossen des Edelhirsches der Verwendung nach, nicht aber morphologisch entsprechen. Die alten Elche werfen ihr Geweih im November, jüngere im Dezember ab. Die Bildung des neuen vollzieht sich während des Winters äußerst langsam, vom Mai an dagegen sehr rasch. Der Elch ist also den Winter über eigentlich geweihlos und trägt mithin seine Waffe überhaupt viel kürzer als der Edelhirsch, nämlich von Ende Juli bis November, also etwa vier Monate, letzterer vom Ende Juli bis Februar, also fast sieben Monate. — Wie alle Riesentiere, geht auch das Elchwild seinem Untergange entgegen, das lehren auch die Elche des Ibenhorster Forstes, wo trotz des strengen Schutzes von durchschnittlich vierzig Stücken Mutterwild jährlich höchstens zwölf Kälber gewonnen werden, so daß mit Sicherheit das Aussterben zu prophezeihen ist, wenn nicht der von allen Haustierzüchtern belegte Grundsatz der Blutauffrischung durch zeitweilige Zufuhr von frischem Blut aus anderen Gegenden zur Anwendung kommt.



Dr. Friedrich Chrysander †.
(Mit Text.)

Dr. Friedrich Chrysander, der besonders durch die Herausgabe der Werke Händels bekannte Musikgelehrte, ist am 3. September in Bergedorf bei Hamburg gestorben. Chrysander wurde am 8. Juli 1826 zu Lübtheen im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin geboren, studierte in Rostock und widmete sich dann ganz der Musikwissenschaft, namentlich nach ihrer geschichtlichen Seite. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit ruhte in der Kunst Händels, dessen Werke er, anfänglich mit Gervinus, zum erstenmal nach den Quellen vollständig herausgab und wieder bei uns heimisch machte. Große Verdienste erwarb sich Chrysander ferner durch eine mit rühmenswerter Sachkenntnis und Genauigkeit verfaßte Biographie Händels. Außerdem besorgte er die Herausgabe anderer älterer Komponisten, wie Couperin, Carissimi, Stradella ꝛc., schrieb eine musiktheoretische Schrift „Ueber die Molltonart im Volksgesang und über das Oratorium" und wirkte als jahrelanger Herausgeber seiner „Jahrbücher für Musikwissenschaft," sowie endlich als Mitarbeiter an der Leipziger „Allgemeinen Musikalischen Zeitung".



Stimmt's? Lehrer: „Mahlert — wie viele Sinne hat der Mensch?" — Mahlert: „Sechse." — Lehrer: „Sechs? Willst Du mir die mal aufzählen?" — Mahlert: „Gesichtssinn — Geruchsinn — Geschmacksinn — Gehörsinn — Gefühlsinn — Stumpfsinn!"

Verfängliche Frage. Frau (zu einer stellesuchenden Köchin): „Haben Sie einen Liebhaber, Soldat oder sonst jemand? — Köchin: „Ganz gewiß nicht. — Frau: „Dann kann ich Sie nicht brauchen, weil es mit Ihrer Kochkunst sicherlich nicht weit her ist."

Die nötigen Strümpfe. Ein Musikus, der zwar sehr geschickt in seiner Kunst, zugleich aber auch von seinen Verdiensten sehr eingenommen war, wurde Friedrich II. von Preußen vorgestellt. Der König bemerkte, daß der Mann höchst elende Strümpfe anhatte und fragte ihn: „Ist Er der Musikus, den man mir so gelobt hat?" — „Ich weiß nicht, Ew. Majestät!" antwortete er, „so viel aber kann ich mich rühmen, daß ich eine Stimme habe, woraus ich machen kann, was ich will." — „Wenn das ist," sagte der König, „so mache Er sich doch ein Paar Strümpfe daraus, denn die hat Er sehr nötig."

Schill in der Maikuhle. An der Nordwestseite Colbergs, zwischen der See- und der Persantemündung, liegt die Maikuhle, ein Gehölz, das heute zu anmutigen Spaziergängen umgewandelt, vormals die Festung von jener Seite her beherrschte. Das Terrain ist coupiert und ganz zur Deckung für einen Truppenkörper geschaffen. In dieses Gehölz, dessen westliche Lisière unter dem Schutz der Festungskanonen liegt, hatte während der Belagerung 1807 sich Schill mit seinen Husaren geworfen, und mancher Franzose, der sich zu nahe heranwagte, hatte bereits seinen Vorwitz unter ihren Säbeln gebüßt. An der Grenze der Maikuhle — zwischen den Vorpostenketten — lag und liegt noch heute die Gastwirtschaft „Grünhausen," in welcher der kühne Husarenoffizier auf seinen Inspektionsgängen, die er gewöhnlich ohne Begleitung unternahm, öfter das Abendbrot einnahm. Eines Abends, als er das Wirtshaus verließ — es war bereits dunkel — erwartete ihn draußen die Magd, welche ihn hastig und mit einer vor Erregung zitternden Stimme bat, am folgenden Abend nicht wiederzukommen, der Wirt sei bestochen und wolle ihn den Feinden überliefern; sie selber habe das schändliche Abkommen gehört. — Schill beruhigte das Mädchen und schärfte ihr ein, ihre Mitwissenschaft durch keine Miene zu verraten, das andere würde sich schon machen. — Der verhängnisvolle Abend erschien und mit ihm etwas später Schill. Eben hatte er sich zum Abendessen gesetzt, als er sich von einem Haufen Franzosen umringt sah. Ein Offizier forderte ihm den Degen ab. Schill speiste jedoch ruhig weiter und deutete nur aufs Fenster, in welchem plötzlich mächtige Schnurrbärte sichtbar wurden, und im nächsten Augenblick sahen sich die Franzosen auch schon von etlichen zwanzig Husaren überwältigt und entwaffnet. Der Fang war gelungen. Der verräterische Wirt, welcher die Feinde in einer Kammer verborgen gehalten hatte, wurde kurzer Hand erschossen. Die brave Magd aber, von vielen Seiten reich belohnt, heiratete später einen invaliden Husaren aus dem Schillschen Freicorps. K.



Gemüse zu waschen. Man gieße in das zweite Spülwasser 2—3 Löffel voll Essig; dasselbe macht das Gemüse frisch und zieht die Insekten heraus. Blumenkohl lege man mit den Köpfen nach unten in die Schüssel und lasse ihn so eine gute Viertelstunde liegen.

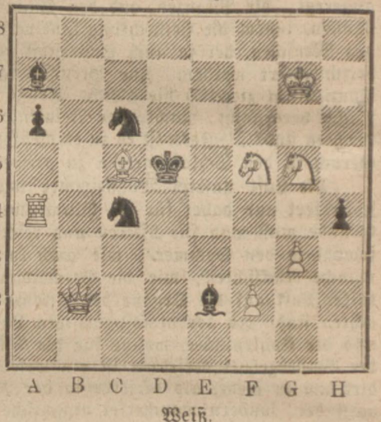
Gegen Wadenkrampf. Leidet man am Wadenkrampf, so reibe man die Füße allabendlich, jedenfalls nach Anstrengung oder Aufregung, mit Spiritus ein. Echter Korn- oder Franzbranntwein soll dieselben Dienste thun; Spiritus wird aber für heilkräftiger gehalten.

Die Mistbeeterde für das nächste Frühjahr muß jetzt schon zum Gebrauche fertig gemacht werden. Der älteste Haufen bester Komposterde wird durch ein grobes Sieb geworfen und gleich mit entsprechender Menge Sand gemischt. Auch ein kleiner Zusatz von frischem Kalkstaub ist sehr anzuraten, wenn Kalk nicht schon früher dem Komposthaufen beigemischt wurde. Für Gurken- und Melonenkästen macht man besser die Erde für sich zurecht. Fehlt es da an alter Komposterde, so nimmt man, wenn irgend zu haben, Rasenboden und sonstige recht gute, nahrhafte Gartenerde, setzt diese auf einen Haufen und läßt sie während des Winters verwittern. Will man durch Jauche die Erde noch verbessern, so thue man es möglichst bald, damit die dadurch verursachte Gährung im Erdhaufen vor dem Gebrauche im Frühjahr vorüber ist. Faulende Erde für Gurken und Melonen ist stets vom Uebel. Die meisten Mißerfolge in den Mistbeeten sind auf die schlechte Beschaffenheit der Erde zurückzuführen, und deshalb kann man die Erde im Herbst gar nicht frühzeitig und sorgfältig genug vorbereiten. Für die ersten Mistbeete ist es zweckmäßig, einen Teil der Erde am geschützten Orte aufzubewahren, da im Februar oft das Erdreich noch stark gefroren ist und viel Wärme nötig ist, die Klumpen aufzutauen. Aber man schütze auch die Erde vor Nässe, da nasse Erde sich noch schwerer erwärmt und überhaupt kein gesundes Wachstum der Pflanzen zuläßt.

Problem Nr. 20.

Preisgekröntes Problem.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Dreisilbige Charade.

Die Ersten zeigt der treue Freund im Lobe,
Die Letzte zeigt der Feind im Tadel oft,
Daß nicht das Ganze sich an ihm erprobe,
Hat fälschlich oft der Liebende gehofft.

Wie eine düst're Wolke kommt's gezogen,
In eine düst're Wolke hüllt's das Glück,
Mit ihm ist oft das Glück hinweggeflogen,
Doch nimmer kam es je mit ihm zurück!

K. Staubach.

Silbenrätsel.

a, äh, e, gart, gau, ham, land, li, ma, me, mer, mi, mo, mor, nen, ni, o, prag, re, ri, ris, sä, si, stutt, tik, tor, us,

Aus vorstehenden 27 Silben sind 10 Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) Eine Nordseeinsel. 2) Eine preußische Festung. 3) Eine religiöse Sekte Nordamerikas. 4) Eine altägyptische Gottheit. 5) Eine deutsche Residenzstadt. 6) Eine fremde Bezeichnung für Geschäftsthätigkeit. 7) Ein Werkzeug. 8) Einen Blütenstand. 9) Eine italienische Hafenstadt. 10) Eine Person aus dem alten Testamente. — Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten ein häufig gebrauchtes Fremdwort in der Witterungskunde, die Endbuchstaben den entsprechenden deutschen Ausdruck für dasselbe. Heinrich Vogt.

Bilderrätsel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Gesang, Ganges. — Des Arithmogriphs: **H**olstein, **O**lten, **L**ilie, **S**olon, **T**ilsit, **E**isen, **I**ltis, **N**eisse. — Der Charade: Strahl, Sund, Stralsund.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.